

Monika Carbe

Schiller



Vom Wandel
eines Dichterbildes



Schiller

Monika Carbe

Schiller

Vom Wandel eines Dichterbildes



Wissenschaftliche Buchgesellschaft

Für Jacob und Naomi

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in
und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

© 2005 by Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt
Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier
Einbandgestaltung: Peter Lohse, Büttelborn
Einbandbild: akg-images, Berlin
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-darmstadt.de

ISBN 3-534-17547-6

Inhaltsverzeichnis

1. Tod und kein Vergessen	7
2. Überlebensgroß – der Dichter auf dem Sockel	35
3. Gründerjahre: Schillerzitate als „Geflügelte Worte“	61
4. Mit Schiller ins Feld und tapfer gefallen – Gegenentwürfe in den zwanziger Jahren	84
5. „Geben Sie Gedankenfreiheit!“ – „Don Carlos“ als Drama des latenten Widerstands im Nationalsozialismus.	107
6. Distanz zum Pathos in der Nachkriegszeit?	128
7. Bonn und Marbach im Westen – Weimar in der DDR. Das Lächeln der Philologen über eine staatstragende Ideologie . . .	156
8. Wiederentdeckt: das Genie. Neue Forschungen, neue Aspekte	179
Nachwort	204
Literaturverzeichnis.	206

1. Tod und kein Vergessen

Die Erinnerungskultur macht es möglich. Durch Briefwechsel und Aufzeichnungen seiner Zeitgenossen ist kaum ein Tag, kaum eine Stunde in Schillers Leben unbekannt geblieben. Solange die Dichter und Denker des Weimarer Kreises und alle, die ihm nahe standen, Pläne miteinander schmiedeten und nicht verfeindet waren, wechselten sie fast Tag für Tag Briefe oder Billetts miteinander, Zettel mit Kurznachrichten, die Boten von Haus zu Haus trugen. Nahezu alles wurde gesammelt und aufgehoben. Von Freunden und Verehrern, von Gleichgestellten und vom Hauspersonal.

Neben der literarischen Hochkultur, neben Gedichten und Essays, Rezensionen und Glossen, die im „Merkur“ oder im „Journal des Luxus und der Moden“ erschienen, neben der Philologie, die fast noch den Status einer Liebhaberei hatte, blühte eine Alltagskultur, bei der Schreiben, Zeichnen und Musizieren zum Zeitvertreib gehörte. Diesem Vergnügen widmeten sich allerdings fast nur Adlige und aufstrebende Bürger mit ihren Familien, die an einem der deutschen Fürstenhöfe in Lohn und Brot standen. In Briefen teilte man einander vieles mit; das reichte von Stimmungen und Stimmungsschwankungen bis hin zu Klatsch und Banalitäten.

An den Briefen, die innerhalb des Weimarer Kreises und weit darüber hinaus gewechselt wurden, und an Gesprächsaufzeichnungen, unter anderem aus dem Haus Goethes am Frauenplan, lässt sich erkennen, was für Reaktionen der Tod Schillers am 9. Mai 1805 auslöste. Einschließlich dieser Dokumente, die wieder und wieder von allen herangezogen werden, die der Wirkungsgeschichte Schillers nachgehen, ist die Zahl der Bände, die Schiller gewidmet sind, heute – nach zweihundert Jahren – ungleich größer als das eigentliche Werk. Das Bild Schillers gleicht einem Puzzlespiel mit unendlich vielen Teilen, die seit 1805 ständig neu zusammengesetzt werden, da sich in Nachlässen von Freunden und Familienangehörigen seiner und der nächsten Generationen immer wieder Ergänzungen finden, die Aufschluss über neue Facetten seiner Person und seines Lebens geben, abgesehen davon, dass seine Dramen, Balladen und Gedichte, seine historischen Ab-

handlungen und philosophischen Schriften bislang in jeder Epoche neu interpretiert wurden.

Verehrt wurde Schiller als Verkünder des „Wahren, Guten, Schönen“ auf dem Parnass, aber mit Kritik am Pathos, an den überschäumenden Freuden und dem unermesslichen Leiden seiner Helden wurde schon zu Lebzeiten nicht gespart. Der Dichter der „Räuber“, der einst seine Generation mit der Rebellion gegen das „tintenkleckende Saeculum“ mitgerissen hatte, erntete Hohn und Spott von Seiten der Romantiker, allen voran von Friedrich Schlegel, als das „Lied von der Glocke“ veröffentlicht wurde. Caroline Schlegel soll sich vor Lachen gekugelt haben, als sie dieses Lehrgedicht hörte. War das junge Genie, kaum im Hafen der Ehe, als Hausvater zum moralisierenden Philister erstarrt?

Blinde Verehrung auf der einen und kritische Stimmen auf der anderen Seite hielten sich von Anfang an die Waage. Bei offenen Angriffen oder versteckten Seitenhieben in Zeitschriften oder Briefen mag auch Neid und Hämme mitgespielt haben. Das geistige Bündnis zwischen Goethe und Schiller, von der Mit- und Nachwelt mal zur Freundschaft der Heroen stilisiert, mal als reines Zweckbündnis heruntergespielt, muss auf manche der jüngeren Autoren, die auf der Schwelle vom 18. zum 19. Jahrhundert ihre ersten Lorbeeren ernteten, wie ein rotes Tuch gewirkt haben. Zwischen ihnen und dem Weimarer Kreis hatten sich Gräben aufgetan, die für manche kaum zu überwinden waren, wenn sie kein Entreebillet, sei es durch ihre Dramen oder Gedichte, sei es durch Beziehungen, zu der erlauchten Runde hatten.

Kräftiges Geraschel im Blätterwald der Zeitschriften und Kalendarien trug schon zu Schillers Lebzeiten zur Legendenbildung bei. Goethe, bei Schillers Tod in seinem sechsundfünfzigsten Lebensjahr, war Diplomat genug, um die Schranke zwischen seinen Kreisen und der neugierigen Außenwelt zu wahren. Aber auch Schiller schien, zwar nicht in seiner Jugend, doch in späteren Jahren, sorgsam darauf bedacht gewesen zu sein, sich gegenüber Besuchern abzuschildern.

Jean Paul zum Beispiel, der Goethe und Schiller zeitweise den Rang in der Gunst des Publikums ablief, stimmte zwar nicht in das Hohngelächter der Schlegels ein, wahrte immer den – wenn auch manches Mal ironischen – Respekt und beschreibt Schiller nach einer Begegnung in Jena dennoch in einem Brief an einen Freund als kalt und abweisend: „Ich trat gestern vor den felsigten Schiller, an dem wie an einer Klippe alle Fremde zurückspringen ... Seine Gestalt ist verworren, hartköpfig, voll Ecksteine, voll scharfer, schneidender Kälte, aber ohne Liebe.“

Auch wenn Jean Paul Schillers Dramen schätzte, schreckte er vor der Käl-

te der Person des Dichters gegenüber Außenstehenden zurück. In Schillers Briefen jedoch, ob an Freunde oder Familienmitglieder, findet sich Wärme, Herzlichkeit und Humor. Sein Briefstil ist locker, in seinen Kommentaren über Dritte wird er manchmal auch bissig. Spontan lässt er spitze Bemerkungen gegen lebende Ikonen der Weimarer Gesellschaft fallen, etwa gegen das Fräulein von Göchhausen, die Hofdame der Herzoginmutter Anna Amalia, die er „ein verwachsenes und mokantes Geschöpf“ nennt, oder lässt sich über Unbilden des Alltags aus, mit rascher Feder hingeworfen und im Handumdrehen ironisiert. Er spielte leidenschaftlich gern Tarock, Whist oder L'hombre, trank Wein, und dies nicht nur zu den Mahlzeiten, rauchte und schnupfte Tabak.

Im Januar 1791 war ein Katarrh aufgetreten, der ihm immer wieder zu schaffen machte. Der spätere Erfurter Stadtrat und Buchhändler Kaspar Konstantin Beyer erzählt in seinem Tagebuch von Schillers Schwächeanfall: „Den 3ten, Montag. Abends auf dem Redoutensaal ins Concert, das heute Madame Häsler zur Feyer des Geburtstages unseres Churfürsten gab. Es waren verschiedene Musiker und andere Dilettanten aus Weimar hier, die es executieren halfen, unter ihnen befand sich auch der geschickte Violinist Unrein aus der Herzoglichen Capelle. Es hatte sich ein zahlreiches Publikum eingefunden, auch Schiller mit seiner Frau war da. Nach dem Concerte wurde von einer aus mehr als hundert Personen bestehenden Gesellschaft, worunter sich auch der Coadjutor und sämmtliche hier befindliche Fremde befanden, auf dem Speisesaale soupiert. – Schiller wurde mitten im Concert unpass und musste sich in einer Sänfte nach Hause tragen lassen, konnte also dem Souper nicht beiwohnen.“

Bei seiner chronischen Krankheit handelte es sich vermutlich um eine Pneumonie, verbunden mit einer Rippenfellentzündung. Vom Dezember 1804 an plagte ihn, wie oft in den Jahren zuvor, eine anhaltende Entzündung der Schleimhäute, im Februar darauf überfiel ihn wieder heftiges Fieber, und in den letzten Tagen seines Lebens litt er unter einer akuten Lungenentzündung. Liest man das Obduktionsergebnis, das der Arzt, Dr. Huschke, an den Herzog von Weimar, Carl August, sandte, gewinnt man den Eindruck, als habe ein Mensch in seinen letzten Monaten nur noch mit dem Kopf gelebt. Er muss seinen Körper immer wieder überfordert, wenn nicht überlistet haben:

„Gegen Abend um 1/2 6 bekam er schnell einen Nervenschlag, 3/4 auf 6 repetierte der Schlag heftig, und er blieb plötzlich. Da er lange einen elenden Körper hatte und ungesund war, so machten wir den Tag drauf nachmittags die Sektion und fanden folgendes Merkwürdiges:

1. Die Rippenknorpel waren durchgängig und sehr stark verknöchert.
2. Die rechte Lunge mit der Pleura von hinten nach vorne und selbst mit dem Herzbeutel ligamentartig so verwachsen, dass es kaum mit dem Messer gut zu trennen war. Diese Lunge war faul und brandig, breiartig und ganz desorganisiert.
3. Die linke Lunge besser, marmoriert mit Eiterpunkten.
4. Das Herz stellte einen leeren Beutel vor und hatte sehr viel Runzeln, war häutig, ohne Muskelsubstanz. Diesen häutigen Sack konnte man in kleine Stücke zerhacken.
5. Die Leber natürlich, nur die Ränder brandig.
6. Die Gallenblase noch einmal so groß als im natürlichen Zustande und strotzend von Galle.
7. Die Milz um $\frac{2}{3}$ größer als sonst.
8. Der vordere konkave Rand der Leber mit allen naheliegenden Teilen bis zum Rückgrat verwachsen.
9. Die rechte und linke Niere in ihrer Substanz aufgelöst und völlig verwachsen.
10. Auf der rechten Seite alle Därme mit dem Peritonäum verwachsen.
11. Urinblase und Magen waren allein natürlich.“

Eine vergeistigte Existenz auf einem maroden körperlichen Fundament? Es hat den Anschein, als habe Schiller, ständig gleichzeitig mit verschiedenen Plänen zu Essays und Dramen beschäftigt, seinen Körper kaum wahrgenommen, wenn nicht gar negiert. In der Todesstunde waren Schillers Frau Charlotte und ihre Schwester Caroline von Wolzogen, besagter Dr. Huschke und zwei Diener im Sterbezimmer des Hauses an der Esplanade in Weimar. Die Beerdigung fand in der Nacht vom 11. auf den 12. Mai statt, nachts, wie es damals in Weimar üblich war. Im Weimarer Hoftheater hätte an diesem Abend ein Singspiel, „Die Saalnixe“, gegeben werden sollen; aus Pietät wurde es abgesagt, jedoch auch, weil Schillers Tod die Schauspieler so traurig stimmte, dass sie keinen Sinn für Munterkeit auf der Bühne aufbrachten.

Auf eine der ersten Meldungen im Intelligenzblatt der „Neuen Leipziger Zeitung“, in der es hieß: „Tief und allgemein wird sein Verlust gefühlt. Seine Schriften kennt die Welt“, folgten Todesnachrichten und Nachrufe, unter anderem in Halle, Berlin und Wien. Die Nekrologe waren oft weniger von Sachkenntnis als von den Emotionen ihrer Verfasser geprägt und enthielten Ungenauigkeiten. So verbreitete sich zum Beispiel das Gerücht vom „Arme-Leute-Begräbnis“, das jeder Grundlage entbehrt. Nächtliche Bestattungen waren, wie gesagt, in Weimar Brauch, und in der Regel trugen Handwerker den Sarg. Schillers Sarg aber trugen Künstler und Gelehrte, die man rasch

benachrichtigt hatte. Das Begräbnis war ebenso angemessen wie der Trauergottesdienst am Tag danach, einem Sonntag, in der St.-Jacobi-Kirche, der von Mozarts „Requiem“ umrahmt wurde.

Unter den Kondolenzbriefen, die Charlotte von Schiller, seine Witwe, erhielt, war auch ein Schreiben von Madame de Staël, die sich von Dezember 1803 bis Februar 1804 in Weimar aufgehalten hatte. Ihr Besuch wurde zum Ereignis, und ihr Auftreten hatte viel Staub in der Weimarer Szene aufgewirbelt. In ihrem Buch „Über Deutschland“, fünf Jahre nach Schillers Tod erschienen, porträtiert sie die Autoren ihrer Zeit und analysiert ihre Werke. Schiller nennt sie einen „Mann von seltenem Genie und vollkommener Gewissenhaftigkeit“ und geht ausführlich auf die Begegnung ein:

„Ich sah Schiller zum ersten Mal im Salon des Herzogs und der Herzogin von Weimar in Gegenwart einer ebenso fein gebildeten wie imposanten Gesellschaft. Er las das Französische sehr gut, hatte es aber nie gesprochen. Ich verfocht mit großer Hitze die Behauptung, dass unser dramatisches System allen andern überlegen sei. Er enthielt sich nicht, mich zu bekämpfen, und ohne sich durch die Schwierigkeiten und Hindernisse, welche die Darlegung seiner Gedanken in französischer Sprache ihm bereitete, anfechten zu lassen, ohne die Ansicht der Zuhörer zu fürchten, die der seinen entgegen war, bewegte seine innere Überzeugung ihn zum Reden. Ich bediente mich anfangs, um ihn zu widerlegen, französischer Waffen: der Lebhaftigkeit und des Witzes, bald aber entdeckte ich in dem, was Schiller sagte, bei all den Hindernissen, welche die Worte ihm bereiteten, so viel Ideen, wurde bald so von dieser Charaktereinfachheit, die einen Mann von Genie bewegte, sich in einen Kampf einzulassen, bei welchem ihm die Worte für die Gedanken fehlten, eingenommen, fand ihn so bescheiden und unbekümmert bezüglich dessen, was seine eigenen Erfolge anging, so stolz und lebhaft bei der Verteidigung dessen, was er für Wahrheit hielt, dass ich von Stund' an eine mit tiefer Bewunderung gemischte Freundschaft zu ihm fasste ...“

Wilhelm von Humboldt war Germaine de Staël mehrfach begegnet und teilte ihr am 25. Mai 1805 trauernd mit: „Ich schreibe Ihnen, verehrte Frau, in einer Stunde tiefen Schmerzes: Schiller ist gestorben, ich erfahre es in diesem Augenblick. Er war der einzige Mensch, den ich auf dieser Erde sehr geliebt habe. An ihn knüpften stets alle meine Gedankengänge an; mit ihm habe ich Jahre trauten Verkehrs verlebt, das Höchste und Tiefste mit ihm geteilt und erwogen; dem Einzigen vielleicht, dem ich notwendig zum Leben war. Noch sind es nicht zwei Jahre, dass er mir über unsere Trennung in tiefer Schwermut schrieb, und nun ist diese unheilbar geworden. Er ist nicht mehr. Ihnen konnte er sich nicht geben, wie er wirklich war: er hatte nicht,

wie Goethe, eine zugleich alle Künste umfassende Einbildungskraft, welche das Universum in der Vielgestalt von Malerei, Musik und Poesie zusammenschaut; die seine erschöpfte sich im Gedanken und in der Beredsamkeit. Nur eine Gabe hatte ihm die Natur verliehen: das Wort.“

Goethe galt als Universalgenie, Schillers Talent lag allein auf dem Gebiet der Sprache – und der Reflexion, so urteilt Humboldt. Kennen gelernt hatte Schiller den um acht Jahre jüngeren Wilhelm von Humboldt durch die Schwestern von Lengefeld; Charlotte, seine spätere Frau, schreibt am 13. Juli 1789 an Schiller: „Gestern Abend sind wir hier angekommen, la Roche, den Sie kennen, ist hier und ein Herr von Humpolt der auch schon vorigen Winter bei uns war.“ Von Beginn der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts an herrschte ein reger Gedankenaustausch zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt, ein gemeinsames Entwickeln von Ideen, das sich für beide als fruchtbar erwies.

In einem Nachruf, der im Juni im Weimarer „Journal des Luxus und der Moden“ anonym erschien, macht der Verfasser keinen Hehl aus der düsteren Stimmung, in die ihn Schillers Tod versetzt hat, und es ist sogar etwas über das Wetter zu erfahren: „Wie gut, dass der Mai so finster und melancholisch ist ...“ Der Totenkult trieb allerdings auch seltsame Blüten. Überliefert ist unter anderem ein Gedicht von Julie von Bechtolsheim, die einst als Wielands Muse gegolten hatte:

Blume auf Schillers Grab

*Sänger unsterblicher Lieder, ein Gott im Berühren der Leier,
Raget der Mächtigen stets über die Fluten der Zeit.
Zarten Gemütern ein Liebling und forschenden Geistern ein Lichtstrom,
Reich an Gefühl und an Kraft, war er ein Meister als Mensch ...*

Das sind sorgsam gedrechselte Trauerverse, die heute peinlich berühren. Ihre Eloge wirkt wie eine Parodie, ist aber bitterernst gemeint.

Vom 6. Juni an wurden Totenfeiern in Königsberg, Hamburg, Frankfurt am Main und anderen Städten veranstaltet, die Schiller zur Kultfigur stilisierten. Im Theater von Königsberg etwa stand ein Sarkophag auf der Bühne, und die Zuschauer kamen zum Teil in Trauerkleidung. In Frankfurt am Main ließ man die wichtigsten Gestalten aus Schillers Dramen wortlos über die Bühne schreiten, Gedichte wurden rezitiert, und Trauergesang erscholl. Echt war das Trauern der Schauspieler nicht immer; viele Theaterdirektoren und ihre Akteure sollen unter dem Einstudieren der Versdramen Schillers

gelitten haben. Zum Beispiel wurde auch in Magdeburg eine Totenfeier veranstaltet, einer der beiden Theaterleiter, Hostowsky, soll jedoch bei der Nachricht von Schillers Tod ausgerufen haben: „... Gott sei Dank, dass iss gestorben verfluchtes Jambenmacher!“

Wenige solcher spontanen Reaktionen sind überliefert, vielleicht auch aus Pietät der Chronisten. Aus Goethes Aufzeichnungen geht hervor, dass der Tod Schillers einen schweren Verlust für ihn bedeutete. Er scheint es so empfunden zu haben, als sei ihm ein Teil seiner selbst gestorben. „Die Paraden im Tode sind nicht das, was ich liebe“, sagt er fast zehn Jahre später in einem Gespräch kurz nach Wielands Tod. „Auch will ich es nicht verhehlen, eben das ist es, was mir an Schillers Hingang so ausnehmend gefällt. Unangemeldet und ohne Aufsehen zu machen, kam er nach Weimar, und ohne Aufsehen zu machen, ist er auch wieder von hinnen gegangen.“

Die Beziehung zwischen Goethe und Schiller hatte sich sehr langsam angebahnt. Bei der allerersten Begegnung, die dem um zehn Jahre jüngeren Schiller viel bedeutete, dürfte Goethe ihn, den jungen Eleven an der Hohen Karlsschule in Stuttgart, kaum wahrgenommen haben. Bei der Rückkehr von seiner zweiten Reise in die Schweiz hatte Goethe mit Herzog Carl August von Weimar Mitte Dezember 1779 in Stuttgart Station gemacht, und beide wurden von Herzog Carl Eugen von Württemberg eingeladen, dessen Akademie zu besichtigen, die aus der von ihm gegründeten militärischen Pflanzschule auf Schloss Solitude hervorgegangen war. Goethe und der Herzog nahmen als Gäste an einer akademischen Feier teil, bei der Schiller zwar drei Preise für seine Leistungen auf medizinischem Gebiet erhielt, in Sachen Sprache jedoch leer ausging. Unter den Studenten, die zur Preisverleihung antraten, dürfte Schiller Goethe nicht aufgefallen sein. Mit Begeisterung hatte Schiller zu diesem Zeitpunkt längst „Götz von Berlichingen“, das Jugenddrama Goethes, gelesen und schrieb damals heimlich an den „Räubern“, da er mit einem Verweis hätte rechnen müssen, wenn ruchbar geworden wäre, dass er rebellische Dramen verfasste, statt sich dem Lehrstoff zu widmen.

Dem Weimarer Herzog war Schiller fünf Jahre später unter einem anderen Vorzeichen wiederbegegnet. Durch Charlotte von Kalb vermittelt, war Schiller, der nach der Uraufführung der „Räuber“ am Mannheimer Theater mittlerweile als vielversprechender junger Dichter galt, im Dezember 1784 am Hof von Darmstadt eingeladen, um aus „Don Carlos“ zu lesen; Carl August war dort zu Gast und zeigte sich sehr angetan von der literarischen Gestaltung der politischen Wirren im Spanien des 16. Jahrhunderts, erkannte Parallelen zur Gegenwart, machte Schiller Komplimente zu seinem Talent

und nahm dies zum Anlass, Schiller den Titel eines Weimarischen Rats zu verleihen, allerdings ohne Pflichten, ohne Rechte – und ohne Salär.

Als Schiller im Juli 1787 auf Einladung von Charlotte von Kalb nach Weimar kam, war Goethe in Italien, und durch Wieland wurde er in den Kreis um die Herzoginmutter eingeführt. Früh verwitwet, hatte Anna Amalia einen Erzieher für ihre beiden halbwüchsigen Söhne gesucht, und im Jahr 1772 war Christoph Martin Wieland nach Weimar gekommen, Goethe, der Herder nachzog, drei Jahre später. Als Schiller ankam, hatte sich längst ein enges Beziehungsgeflecht gebildet. In Zirkeln und Kränzchen, in Mittwoch- und Freitagsgesellschaften, beim Tee oder Ausflügen aufs Land, in die freie Natur, wurde diskutiert und geplaudert, über Philosophie und Religion, über Rousseau, Voltaire und die neueste Literatur, die mitten unten ihnen entstand, aber auch über die Kräuter, die für den Küchengarten anzuschaffen seien, oder die Windpocken der Kinder.

Die Frauen, seien es Gattinnen, Geliebte oder Schauspielerinnen des Hoftheaters, spielten eine maßgebliche Rolle; ihnen war zwar ein reguläres Studium verwehrt, aber sie lasen, schrieben, übersetzten Texte aus dem Englischen oder Französischen, veröffentlichten ihre Texte, oft unter Pseudonym, da es als unschicklich galt, wenn Frauen ihrer Schicht sich zu weit in die Öffentlichkeit hinauswagten. Viele von ihnen hatten nichts dagegen, als fördernde Musen angesehen zu werden.

Von verschiedenen Seiten versuchte man, Schiller in Geselligkeiten, Bälle und andere Vergnügungen einzubeziehen. Wieland öffnete ihm die Türen zum Kreis um die Herzogin Anna Amalia und forderte ihn zur Mitarbeit am „Teutschen Merkur“ auf, der literarischen Zeitschrift, die er herausgab. Rasch verbreitete sich das Gerücht, Wieland habe es auf Schiller als künftigen Schwiegersohn, als Gatten einer seiner fünf Töchter abgesehen. Goethes Abwesenheit wurde allgemein bedauert; dieses Bedauern ging so weit, dass Hofrat von Knebel am 28. August 1787 zur Feier von Goethes Geburtstag in dessen Garten einlud. Da trafen sich Charlotte von Stein, die Kammersängerin und Schauspielerin Corona Schröter, der Schiller als alternder, einst bildschöner Frau – zu diesem Zeitpunkt war sie sechsunddreißig – verwitternde Gesichtszüge bescheinigte, und viele, die in Weimar Rang und Namen hatten.

Goethe indes war in Rom und kehrte im Juni 1788 so verändert zurück, dass dies für Furore sorgte. Seine Reise nach Italien und der lange Aufenthalt in Rom hatten Erfahrungen mit sich gebracht, die ihm Weimar eng erscheinen ließen. Sobald er zurückgekehrt war, zog er sich, soweit Carl August ihm dies zubilligte, von den Regierungsgeschäften zurück und hatte von nun an mehr Muße, sich all dem zu widmen, was ihn wirklich interessierte.

Goethe und Schiller trafen einander im September desselben Jahres in Rudolstadt, eher ausgelöst durch die Zufälligkeiten des geselligen Lebens, in diesem Fall einer Landpartie, und auf einem Spaziergang an der Saale entlang unterhielten sie sich miteinander, ohne dass ihr Gespräch über ein unverbindliches Plaudern hinausging. Hin und wieder fanden formale Treffen zwischen beiden statt; überdies setzte Goethe sich im gleichen Jahr beim Herzog von Weimar dafür ein, dass Schiller zum außerordentlichen Professor an der Universität Jena ernannt wurde. Dennoch hielten beide Distanz. Zu einem ersten längeren Gespräch, bei dem beide über Konventionelles hinaus aufeinander eingingen, kam es erst sechs Jahre später in Jena nach einer Sitzung der Naturforschenden Gesellschaft. Von dieser Zeit an begann ein wechselseitiger Austausch, der in der Literaturgeschichte einmalig ist.

Schiller hatte Goethe einen Monat zuvor, im Juni 1794, brieflich darum gebeten, an den „Horen“ mitzuarbeiten, der Zeitschrift, die Epoche machen sollte. Den Plan dazu hatte er zwei Jahre zuvor gefasst und ihn dann während einer Reise in sein „Vaterland“, nach Württemberg, mit dem Verleger Johann Friedrich Cotta in Stuttgart konkretisiert. Wilhelm von Humboldt und Fichte waren bereits für die Mitarbeit gewonnen. Zustimmend hatte Goethe wenig später geantwortet. Von der ersten längeren Unterhaltung in Jena an wurde Schiller ein Gesprächspartner für Goethe, und mehr als das. Der intensive Austausch zwischen beiden trug unter anderem dazu bei, dass Goethe angefangene Projekte, die er hatte ruhen lassen, erneut in Angriff nahm. Beide motivierten einander wechselseitig, verführten einander zu neuer poetischer Gestaltung, zur Weiterentwicklung von Theorien im Bereich der Kunst im weitesten Sinne, der Philosophie und der Naturwissenschaften.

War Schiller anfangs noch der Werbende gewesen, der sich von Goethes kühler Zurückhaltung nicht hatte abschrecken lassen, so war von dieser Zeit an eine Form des Gleichgewichts hergestellt, in der gedankliches Geben und Nehmen zwischen beiden austariert war. In den „Tag- und Jahreshften“ verzeichnet Goethe für das Jahr 1794: „In diesem Drange des Widerstreits übertraf alle meine Wünsche und Hoffnungen das auf einmal sich entwickelnde Verhältnis zu Schiller; von der ersten Annäherung an war es ein unaufhaltsames Fortschreiten philosophischer Ausbildung und ästhetischer Tätigkeit.“ Dramen wurden weiter strukturiert und ausgearbeitet, neue Balladen entstanden. Wie zwei Lausbuben schmiedeten sie gemeinsam Pläne zu den „Xenien“, Epigrammen, die sich manchmal in kryptischer, von den Angesprochenen jedoch leicht zu entschlüsselnder Form gegen Verleger, Herausgeber

von Zeitschriften und Autoren richteten, und die, wie von beiden erwartet, enormes Aufsehen erregten.

Nach Schillers Tod schrieb Goethe am 1. Juni an den Komponisten Zelter: „Ich dachte mich selbst zu verlieren und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Lebens.“ Das ist eine klare Aussage, mit der Goethe den Verlust und die Leere zur Sprache bringt. Ihm wird bewusst, dass er altert. Schmerzhaft fühlt er die Lücke, da dieses Wechselspiel von Gedanken und Phantasien, das beide zu neuen Texten angeregt hatte, etwas Einmaliges war, das sich in dieser Form nicht wiederholen würde.

Goethe trug sich eine kurze Zeit lang mit Überlegungen, Schillers Entwurf des Dramas „Demetrius“ fortzuschreiben und fertig zu stellen, gab diesen Plan aber auf. Vielleicht hatte er eine Scheu davor, sich trotz aller Fähigkeit zur Empathie zu intensiv auf die Gedankenwelt des Verstorbenen einzulassen. Auch die Idee zu einem dramatischen Gedicht, einer Totenfeier für Schiller, gab er auf, ließ aber am 10. August 1805 im Theater von Lauchstädt die letzten drei Akte von „Maria Stuart“ spielen und das „Lied von der Glocke“ szenisch aufführen. Eine Schauspielerin trug seinen „Epilog zu Schillers Glocke“ vor. Die Erinnerung an Schiller hat Goethe auch in späteren Jahren bewahrt und sich kontinuierlich dafür eingesetzt, dass sein Andenken lebendig blieb.

Nur wenige kritische Stimmen wie jene des Theaterleiters von Magdeburg waren nach Schillers Tod zu vernehmen. Drastisch drückt es Leopold Graf von Stolberg in einem Brief vom 20. Mai 1805 aus: „Schiller ist also tot! Gott habe ihn selig. Für die Philosophie, Religion und den Geschmack des Wahren und Schönen ist sein Tod Gewinn. Er hatte Talent zum glänzend Falschen, nicht genug fürs Wahre.“ Ein harsches Urteil, das sich bei der Nachwelt nicht durchgesetzt hat.

Die Brüder Christian und Leopold von Stolberg, als Studenten Mitglieder des Göttinger Hainbundes und in ihren Jugendjahren schwärmerische Verehrer Klopstocks, waren 1775 in der Schweiz mit Goethe zusammengetroffen; Leopold von Stolberg, der später – als Protestant – zur katholischen Kirche übertrat, hatte Schillers philosophisches Gedicht „Die Götter Griechenlands“, von Wieland 1788 im „Merkur“ veröffentlicht, in einer umfangreichen Rezension verrissen und dem Autor Gotteslästerung vorgeworfen. Fast noch im Stil des Rokoko lässt Schiller hier die Antike lebendig werden:

*Da ihr noch die schöne Welt regiertet,
an der Freude leichtem Gängelband
glücklichere Menschenalter führtet,
schöne Wesen aus dem Fabelland!*

*Ach! Da euer Wonnedienst noch glänzte,
wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!*

So die erste Strophe. Am Beispiel der Kritik des Grafen von Stolberg an diesem Gedicht zeigt sich eine Tendenz der Wahrnehmung Schillers, die sich von dieser Rezension an durch die Zeiten schleppt: Stolberg wirft Schiller Atheismus vor. Der Graf war offensichtlich nicht in der Lage, die lyrische Fiktion zu erkennen. Wenn er in seinem Kommentar zu Schillers Tod vom „glänzend Falschen“ spricht, könnte er den verführerischen Ton Schillers meinen, der von der Realität ablenkt.

Für viele von Schillers Freunden, die ihn in verschiedenen Lebensphasen begleitet hatten, war sein Tod ein Schock. Der Bildhauer Johann Heinrich von Dannecker etwa, ein Jahr älter als Schiller und sein Mitschüler an der Stuttgarter Karlsschule, schrieb unmittelbar, nachdem er die Todesnachricht erhalten hatte: „Den anderen Morgen beim Erwachen war der göttliche Mann vor meinen Augen, da kam mirs in den Sinn, ich will Schiller lebzig machen, aber der kann nicht anders lebzig sein als kolossal. Schiller muss kolossal in der Bildhauerei leben, ich will eine Apotheose.“

Der Enthusiasmus Danneckers, der Schillers Kopf bereits zu Lebzeiten, bei Schillers längerem Aufenthalt in Stuttgart im Jahr 1794, modelliert hatte, geht noch weiter. Ende Mai 1805 hatte er die Absicht, einen Tempel zu entwerfen, der Schiller gewidmet sein sollte, und sandte Skizzen seines Plans an Wilhelm und Caroline von Wolzogen. Wie schon in den Totenfeiern sind hier die Anfänge einer Heroisierung zu finden, die sich das ganze 19. Jahrhundert hindurch fortsetzte und zeitweise dazu führte, dass Schiller überlebensgroß dargestellt und zu einem Dichtergott stilisiert wurde, dem das Publikum sich hochgestimmt und weihevoll näherte. Die Marmorbüste wurde ausgeführt, und ihre Abgüsse im Kleinformat waren jahrzehntelang Bestandteil des Schreibtischnippes gutbürgerlicher Familien. Der Gedanke an einen Tempel wurde zum Glück nie realisiert.

Die ersten Biografen meldeten sich schon 1805 zu Wort, waren aber – trotz aller Unrichtigkeiten, die sich in ihren flüchtig hingeschriebenen Texten fanden – so bescheiden, ihre Ansätze zu Lebensbeschreibungen „Skizzen“ oder „Szenen aus Schillers Leben“ zu nennen. Sie nahmen ihre Phantasie zu Hilfe, wenn es ihnen an authentischen Zeugen und Zeugnissen mangelte. Einer der ersten, die sich für kompetent genug hielten, Schillers Leben zu beschreiben, war Johann Gottfried Gruber. In seiner „Skizze einer Bio-

graphie“ wimmelt es von Fehlern, und allenthalben werden Widersprüche deutlich. Er behauptet, er habe Schiller gekannt, ihn besucht, berichtet auch von einem seiner Besuche bei ihm; es bleibt jedoch unklar, ob hier nur der Wunsch der Vater des Gedankens war und er Schiller in Wirklichkeit nie persönlich begegnet ist.

Grubers Beschreibung von Schillers Äußerem wurde in Varianten oft und gern jahrzehntelang wiederholt: „Er war lang von Statur. Sein Körper schien den Anstrengungen des Geistes damals schon zu unterliegen, sein Gesicht war bleich und verfallen, aber eine stille Schwärmerei schimmerte aus seinem schönen, belebten Auge, und die hohe, freie Stirn verkündete den tiefen Denker.“

Bei so viel Erhöhung, so viel Verklärung durften auch die Parodien nicht fehlen, die früh im Umlauf waren. Unzählige Parodien gibt es zum Beispiel auf das „Lied von der Glocke“; aus den Jahren um 1810 stammt ein Gesang auf den Kaffee von Gottfried Günther Rölller:

*In der Walze Form gebrochen,
Liegt die Trommel da von Blech.
Jetzo will ich Kaffee kochen;
Mägde, lauf mir keine weg,
Tummeln müsst ihr euch,
Fauls Wetterzeug,
Soll der Trank für zarte Gäste;
Doch die Köchin thut das Beste.*

Ein wenig wird hier nach dem Prinzip „Reim dich / oder ich fress dich“ verfahren – „Blech“ auf „weg“, „euch“ auf „-zeug“, das Metrum ist jedoch identisch. Für alle Leser, denen die erste Strophe des „Lieds von der Glocke“ nicht mehr aus dem Stegreif präsent ist – wohl die Mehrheit –, sei hier der Originaltext zitiert:

*Fest gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muss die Glocke werden!
Frisch, Gesellen, seid zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muss der Schweiß!
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.*

Von dem eigentümlichen Glück Schillers, auch beim Volke, das heißt in den sogenannten niederen Ständen, beliebt zu sein, sprach Goethe einmal, und hier sei daran erinnert, dass die Kluft zwischen Adel und Bürgertum knapp zwei Jahrzehnte nach der Französischen Revolution noch recht groß war. Abstand herrschte zwischen den Ständen, und man hielt – von beiden Seiten – bewusst Distanz. Wer als Bürgerlicher Hauspersonal hatte – und wer hatte das nicht? –, blickte auf das „Gesinde“ herab. Wie auf die „Mägde“, die zum Kaffeekochen beordert wurden.

Erst sieben Jahre nach Schillers Tod erschien die erste Ausgabe seines Gesamtwerks; mit Umsicht und Genauigkeit machte sich Christian Gottfried Körner die Mühe, Schillers Dramen, Prosa und Lyrik herauszugeben, und brachte sein Unternehmen in den Jahren 1812 bis 1815 zum Abschluss. Körner war habilitierter Jurist, drei Jahre älter als Schiller und während seiner steilen Karriere unter anderem Staatsrat im preußischen Ministerium des Innern. Die Geschichte der Beziehung Schillers zu Körner hat ihre Anfänge in einer Jugendschwärmerei Körners und seiner späteren Frau Minna. Beide waren in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts gemeinsam mit Minnas Schwester Dora und deren damaligem Verlobten Ludwig Ferdinand Huber so begeistert von Schillers frühen Dramen, dass sie ihm ein Paket nach Mannheim sandten, mit Liebesgaben und Verehrerbrieffen. Schiller hatte anfangs belustigt reagiert, sich dann aber auf das Werben der beiden Paare eingelassen und war im April 1785 von Mannheim nach Sachsen gereist. Von da an lebte er zwei Jahre lang in Leipzig und Umgebung, danach in Loschwitz bei Dresden und in Dresden selbst, in ständigem Kontakt mit Körner, Huber, den beiden jungen Frauen und ihrem Kreis.

Aus dem Überschwang der Begeisterung für das sinnliche Erleben der Freundschaft hatte er in diesen Jahren eine rauschhafte Lyrik verfasst; die „Ode an die Freude“ ist ein Produkt dieser Zeit. In einem seiner Briefe beschreibt Schiller später einmal seinen Freund Christian Körner: „Es ist kein imposanter Charakter, aber desto zuverlässiger auf der Probe. Ich habe sein Herz noch nie auf einem falschen Klang überrascht; sein Verstand ist richtig, uneingenommen und kühn; in seinem ganzen Wesen ist eine schöne Mischung von Feuer und Kälte.“

„Schiller: Sämtliche Werke“ ist in zwölf Bänden bei Cotta erschienen, und Körner trug ein Vorwort, „Nachrichten von Schillers Leben“, dazu bei. Seine Nachrichten sind sachlich, mit der Genauigkeit eines Juristen abgefasst, wenn auch ein wenig trocken, und beruhen auf authentischem Material. Im Sommer 1809 überließ Charlotte von Schiller Körner Briefe aus dem

Nachlass; weitere Briefe und genaue Informationen erhielt er von Schillers Schwester Christophine, die mit dem Bibliothekar Reinwald in Meiningen verheiratet war, einem Sprachwissenschaftler, der im Poetischen dilettierte, aber verlässlich war, was biografische Daten betraf; auch er leistete einen Beitrag. Eine weitere wichtige Quelle für Körner war Wilhelm von Humboldt. Das Echo auf Körners Einleitung zu seiner Ausgabe der Sämtlichen Werke soll verhalten gewesen sein und erst ein größeres Publikum erreicht haben, als Caroline von Wolzogen Passagen aus Körners „Nachrichten“ im Jahr 1830 in ihre Biografie „Schillers Leben“ übernahm.

In den Jahren, als Körner seine Informationen zusammentrug und sorgfältig darauf achtete, dass alles Anekdotische und jede Effekthascherei unterblieb, mit der die frühen Biografen geliebäugelt hatten, um sich selbst einen Namen zu machen, führten Schillers Gedichte, wie schon zu seinen Lebzeiten, zu einem Enthusiasmus bei der Jugend, der während der kriegerischen Auseinandersetzungen der Jahre 1806 bis 1813 in nationalistische Schwärmerei umschlug.

Eines der meistgespielten Dramen dieser Jahre war „Die Jungfrau von Orleans“, die romantische Tragödie, in der Jeanne d’Arc sich aus Liebe zu ihrem Vaterland opfert. Schillers Gedichte verführten zum Atheismus – so der Vorwurf Stolbergs. Schillers Dramen verführten offensichtlich auch zum Patriotismus. Die Lust, sich vom Boden der Wirklichkeit zu entfernen, hatte in der Tat für alle Schillerverehrer etwas Verlockendes, und die nationalistische Schwärmerei, mit der Soldaten sich dann wieder 1870/71 und im Ersten Weltkrieg auf Schiller beriefen, könnte ebenfalls darauf zurückzuführen sein, dass Fiktion und Realität schamlos miteinander vermischt wurden. Fasziniert von dem Streben nach persönlicher und allgemeiner Freiheit, das in Schillers liedhaften Gedichten zum Ausdruck kommt, wurden diese Gedanken zum Schlachtruf gegen den jeweiligen Feind.

Der Sohn Christian Körners, Theodor Körner, Verfasser schwärmerischer Freiheitslieder, noch bis zum Ersten Weltkrieg als patriotischer Dichter verehrt, ist ein solches Opfer der falschen Wahrnehmung der Poesie. Von Schiller zutiefst beeindruckt, orientierte er sich in allem, was er schrieb, an dessen Diktion. Auch Dramen schrieb er und wurde Hoftheaterdichter am Wiener Theater. Die unselige Verwechslung von Literatur und Leben verblendete ihn dermaßen, dass er sich im März 1813 der deutschen Befreiungsbewegung gegen Frankreich anschloss und als Soldat des von Lützowschen Freicorps, genauer gesagt, als Adjutant des Majors von Lützow, im August desselben Jahres in Mecklenburg fiel, knapp 22 Jahre alt. Sein früher Tod trug zu seinem unverdienten Nachruhm als Dichter bei. Seine Texte waren epigonal.